Mit Richard Wagner im Hofbräuhaus.

Von Rudolf Stuckenbrock.

Im Jahre 1864 war's, da stand ich klopfenden Herzens in München vor der kleinen Villa in der Brienner Straße 23, die der junge König Ludwig dem Meister Wagner als Asyl hatte einrichten lassen, und erwartete mein Schicksal. Zwar war ich in Hannover von Sachverständigen geprüft und als tauglich für Wagners Musikdramen erklärt worden, aber das wollte nicht viel heißen, denn der Meister hatte bekanntlich in allem, was Gesang und Musik betraf, seinen eigenen Kopf, und schon Mancher wurde wieder heimgeschickt, der mit großen Hoffnungen gekommen war. Aber der Würfel war gefallen, also vorwärts! — Courage!

Ich klingelte an der Thür, und zunächst antwortete auf mein Klingeln das laute Gebell eines scheinbar recht großen Köters. Dann wurde die Thür von einem Diener geöffnet, der zunächst den Hund, einen großen Neufundländer, zur Ruhe verwies und dann nach meinem Begehr fragte: „Wen darf ich melden?" — „Ich komme von Hannover und bin an den Meister verwiesen!" — „Einen Augenblick!" — Der Diener meldete mich, und nach einer kleinen Pause stand ich in einem ziemlich geräumigen Salon, in dessen Mitte sich ein großer Flügel befand, an dem zwei Herren, ein recht dicker und ein recht magerer, in Noten blätterten. — Links am Fenster, das nach der Straße zu führte, saß in einem großen Lehnstuhl ein kleiner, zierlicher Herr, bekleidet mit einer Art Pitesche von dunkelviolettem Sammt und mit einem dito Barett auf dem Kopfe — er wendete mir sein Gesicht zu — o diese Augen! Das war der Meister! Ich wußte es mit Bestimmtheit, obgleich ich ihn persönlich nie gesehen, auch war noch niemals in meiner damaligen Umgebung ein Bild von ihm mir zu Gesicht gekommen, aber ich wußte, er war's — solche Augen hatte sonst Niemand, diese Augen blickten einem auf den Grund der Seele. — Ich ging also sofort auf den zierlichen Herrn zu und übergab ihm mein Empfehlungsschreiben. Er öffnete es rasch und rief dann erheitert: „Ha, das ist ja recht schön! Seien Sie uns freundlich willkommen! — Hier, Cornelius, hier wird uns ein junger Mann geschickt, der uns etwas vorsingen will — was wollen Sie uns denn singen, junger Freund?" — Das klang alles so harmlos, so einfach und natürlich, daß ich gleich Muth faßte: „Ach, Meister, ich habe noch nicht viel Auswahl, wenn ich vielleicht die Marterie aus dem „Freischütz" singen dürfte." — „Freilich, freilich, Cornelius, begleite mal gleich die Marterie, aber ein Auszug ist nicht da, mußt schon auswendig spielen!"

„Auswendig?" — entgegnete der Magere. „Auswendig kann ich sie nicht, da wirst du dich schon selber bemühen müssen!"

„Ach was — so mach doch nicht so viel Umstände, du weißt ja, wie's mit meinem Klavierspielen bestellt ist, das hab' ich fast gänzlich verlernt, kann ja doch meine eigenen Sachen nicht spielen!"

„Na ja," erwiderte Cornelius scherzend, „die Sache kennen wir doch — dein „Nichtspielenkönnen" ist doch die reine Koketterie!"

„Na, Peterchen — nur ran an den Baß, wir wissen ja doch, daß du alles auswendig spielen kannst, also zier dich nicht länger mehr!"

Und Peterchen hatte sich richtig auf den Sessel niederdrücken lassen und setzte kräftig mit dem Vorspiel zur Arie ein. Die kleine drollige Szene hatte mich erheitert und kühn gemacht, ich hatte alle Befangenheit im Nu abgestreift und legte gleich mit aller Energie los:

„Nein! Länger trag ich nicht die Qualen,
Die Angst, die jede Hoffnung raubt" —

Hei, wie warm und weich die Töne mir aus der Brust hervorquollen! Ich freute mich selber über den vollen, sonoren Klang des Tones. Als ich geendet, ging der Meister gebeugten Hauptes und stumm einige Schritte im Zimmer auf und ab, dann blieb er vor mir stehen, sah mir scharf in die Augen und sagte: „Junger Mann! Singen können Sie noch nicht!" — Kalt lief mir's über den Rücken, und das Herz sank mir um eine Etage. — „Aber trösten Sie sich," fuhr der Meister fort. — „Sie haben Stimme und sogar viel Stimme, natürlichen Ansatz und den sogenannten „musikalischen Instinkt" — alles Andere sollen Sie lernen, wir wollen hier schon einen Sänger aus Ihnen machen," und zu Cornelius gewendet fuhr er fort: „Was meinst Du zu diesem, Max?" — „Wäre schon recht," antwortete Cornelius, „wenn er nur um ein paar Zoll größer wäre!" — „J, das läßt sich alles machen, ein Zwerg ist er just nicht, er hat eine gute Mittelfigur, und wenn er kein Riese an Körpergröße ist, so ist doch seine Stimme groß, und auf diese kommt mir's zunächst an. Nun aber, mein lieber, junger Freund" — so wendete sich der Meister zu mir — „richten Sie sich hier gleich ganz gemüthlich ein. Ihren Kontrakt für das Königl. Hoftheater werden Sie in einigen Tagen zugeschickt erhalten, und mit Ihren Gesangsstunden werden wir übermorgen beginnen, morgen können Sie sich die Stadt München ansehen. — Vorläufig aber kommen Sie, setzen Sie sich gemüthlich zu mir her und erzählen Sie mir etwas aus Ihrem Leben!" — „Du lieber Gott! — Aus meinem Leben?! — Aber, Meister, ich habe ja noch so schrecklich Wenig erlebt, und dies Wenige kann doch für Sie kein Interesse haben!" — „Ich habe für Alles Interesse und oft für das Unscheinbarste am meisten, also erzählen Sie mir von Ihrem bisherigen Leben und wie Sie hierher zu mir gekommen!"

Das klang alles so einfach, so herzgewinnend einfach und natürlich, daß ich ohne jeden Rückhalt alles austramte, was ich auf dem Herzen hatte, und zwar so zutraulich, als spräche ich zu einem bekannten, guten Kameraden. — Wie ich so alles erzählte aus meinem Elternhause, aus meiner Lehrzeit, alles bunt durcheinander, wie mir's just einfiel — da wurden des Meisters Augen immer größer, sie bohrten sich förmlich in die meinen, und der Meister flüsterte halb für sich: „O Sie glücklicher Mensch! Sie haben viel erlebt! — In meinen Kreisen erlebt man nichts als Bosheit und Niedertracht. — Oh, wenn ich in meiner Jugend ungebunden und fröhlich hatte durch die Welt ziehen können, meinetwegen als Zigeuner, an nichts gebunden, ein freier Mensch, wie glücklich hätte ich werden können! Das wäre ein Leben gewesen, wie's für meine Eigenart gepaßt hätte; aber ich fühlte stets an mir die Ketten klirren, Fesseln hier und Fesseln dort, und Sorgen, immer Sorgen, die mir jedes freie Athmen unmöglich machten! — Ach, mein lieber junger Freund, glauben Sie mir: es ist nicht alles Gold, was glänzt, und Sie haben alle Ursache, mit Ihrem Loose ganz zufrieden zu sein."

Da entstand an der Thür ein Geräusch, der Diener wollte einen Besuch abweisen, aber als wir unsere Blicke der Thür zuwandten, sahen wir einen hochgewachsenen, eleganten Herrn schon im Zimmer stehen. — „Na, der fehlte mir gerade!" brummte der Meister und schritt rasch auf den Herrn zu: „Mein verehrter Herr Graf! Sie geben mir wohl in andermal die Ehre, ich habe hier einen jungen Schüler, der mich ganz und gar in Anspruch nimmt, also wie gesagt, ein andermal!" — „Verehrtester Meister, ich wollte nur" — „Also bitte, ein andermal, kann wirklich heute nicht dienen!" — Mit diesen Worten wirbelte der kleine Meister den langen Kavalier wieder hinaus und warf mit einem energischen Ruck die Thür hinter ihm zu. — Ich starrte voller Entsetzen den Meister an. „Aber, Herr Wagner! Ich hätte ja doch ein andermal kommen, können, der vornehme Herr hat das gewiß übel genommen und kommt nicht wieder!" — „Soll auch nicht!" schrie der Meister. „Falsche Bande! Sollen mich in Ruhe lassen! Kommen nur, um zu spioniren und Stoff für ihre Hetzblätter zu suchen! — Aber der fatale Mensch hat mich um meine gute Laune gebracht. — Mein lieber junger Freund, besuchen Sie mich recht bald wieder, und erzählen Sie mir wieder was. Sie ahnen nicht, welche Freude Sie mir damit machen, und merken Sie sich, um 2 Uhr wird hier gespeist, und für Sie ist hier immer der Tisch gedeckt, Sie sind mir stets willkommen!" — Diese Worte wurden mit der bekannten wohlthuenden Art des Meisters an mich gerichtet, dabei hatte er meine beiden Hände in die seinigen genommen und sah mir tief in die Augen.

Im Laufe des Tages fand ich bei einem alten Ehepaar ein freundliches Logis.

Am andern Mittag ging ich zu Wagners Villa und machte mich dort an den gemüthlichen Peter Cornelius. Der Meister präsidirte an der Tafel, und ich bemerkte mit Staunen, wie er scheinbar das Essen ganz als Nebensache betrachtete, er kostete nur hier und da von den Speisen und nippte von Zeit zu Zeit an seinem Glase Rothwein, das er vor sich stehen hatte, aber er unterhielt die ganze Gesellschaft in seiner liebenswürdigen Weise. — Cornelius und ich, wir hatten uns am Schluß der Tafel mit unseren Weingläsern zurückgezogen und standen, im Gespräch vertieft, am Fensterbrett, als plötzlich ein Kopf zwischen uns auftauchte:

„Man steht am Fenster, trinkt sein Gläschen aus" — der Meister war's, der seinen Kopf zwischen uns gesteckt und plötzlich mit komisch finsterer Miene fortfuhr:

„Wollt ihr mich denn ganz und gar ruiniren, ihr leichtfertige Bagage?"

„Wie so denn?" fragte Cornelius.

„Ihr fragt auch noch? Wißt ihr denn gar nicht, daß man hier eifrig am Werke ist, mir mein Grab zu schaufeln? Und ihr schaufelt mit? — O Gott, beschütze mich vor meinen Freunden! — Da wird in den Zeitungen erzählt, daß ich hier täglich meinen Anhängern Saufgelage gäbe, daß ich selbst mich in Champagner bade und ein Luderleben führe, und da stellt sich dieses leichtfertige Volk sogar ans Fenster mit ihren Saufgeschirren, damit Jeder, der vorbeigeht, sehen kann, wie's im Hause des Meisters zugeht. — Ihr seid mir nette Freunde, und dieser junge, reine Thor ist auch schon mit in euer Lasterleben „hineingezogen?!" — Plötzlich wich die grimmig finstere Miene aus dem Gesicht des Meisters, der Schalk blinzelte hervor, und mit strahlenden Augen und lebenswarmer Gemüthlichkeit hielt er uns sein Glas entgegen: „Kommt, Kinder, stoßen wir an auf das Gedeihen unseres großen Werkes!"

In unserer Tafelrunde war ich schon war geworden und befand mich fast jeden Abend im Kreise der Wagnerianer, unter denen ich prachtvolle Menschen und liebe Freunde gefunden. — Eines schönen Abends war beschlossen worden, in corpore nach dem alten Hofbräuhaus zu ziehen. — Ein Herr K., damals noch ein kleines Malerchen, jetzt ein alter berühmter Professor, der sich vielleicht freut, wenn ihm diese Zeilen zu Gesicht kommen sollten, hatte von dem pittoresken Treiben im damaligen alten Hofbräuhaus einen interessanten Bericht erstattet — der neue Bau, der an Stelle des alten aufgeführt wurde, war noch nicht fertig, das Publikum aber wollte nach alter Gewohnheit absolut sein Bier im Hofbräuhaus trinken, es strömte allabendlich herzu und wollte partout untergebracht sein. So füllte es denn nicht allein den noch provisorischen Raum des alten Hauses, sondern es saß auf den Treppenstufen, auf den Hausfluren, theilweise sogar auf blankem Fußboden, den geliebten Maßkrug zwischen den Knien — die Besucher des ehrwürdigen, alten Baues waren ja längst gewohnt, alle Ansprüche auch an den bescheidensten Komfort draußen zu lassen — und man war glücklich, wenn man nur noch einen leeren Maßkrug, wenn auch nicht immer auf legalem Wege, erwischt hatte, dabei wurde gejodelt und getanzt, es solle ein wüster Hexensabbath allabendlich dort gefeiert werden — das mußten wir doch sehen, und „Auf nach dem Hofbräuhaus!" hieß die Parole, die jubelnd weitergegeben wurde.

Auf der Straße huschte eine kleine, engvermummte Gestalt an uns vorüber, in einen dunkelen Mantel gehüllt, den Kopf mit einer alten Pelzhaube bedeckt, deren Aufschläge niedergeklappt waren und am Gesicht niederhingen, der Hals war mit einem alten, grauen Schal dicht umwickelt, die ganze Gestalt hatte etwas Fabelhaftes. — Cornelius war stehen geblieben: „Kinder, habt ihr die Gestalt gesehen? Das war er! Gewiß, ich täusche mich nicht — das war unser Meister! Er hat sich entstellt, will nicht erkannt sein. — Bei Tage geht er nicht mehr aus, weil immer, so wie er sich auf der Straße blicken läßt, ein ganzer Schwarm des fragwürdigsten Gesindels sich um ihn sammelt." — „Da muß er mit ins Hofbräuhaus! Da wird er sich amüsiren!" rief eine Stimme. — „Wahrhaftig, eine gloriose Idee!" bestätigte Cornelius. „Wirklich, das wäre was für ihn, aber wie attrappiren wir ihn? Halt, wir müssen ihm den Weg abschneiden und ihm von der andern Seite entgegenkommen."

Gesagt — gethan! Im flinken Trapp ging's durch eine Seitengasse, und richtig, wir erwischten ihn und traten ihm entgegen, ihn von allen Seiten umzingelnd — er hatte uns erkannt: „Schwefelbande! Was treibt ihr euch noch so spät auf der Straße herum? Wißt ihr nicht, daß artige Kinder ins Bett gehören?" — „Meister, lieber Meister! Wir wollen Sie arretiren! Sie müssen mit uns ins Hofbräuhaus! Das soll ja himmlisch sein!" — Er sah uns der Reihe nach an, dann sagte er düster: „Kerle! Ihr seid verrückt!" — „Nein, nein — wir sind nicht verrückt, da giebt's was zu erleben, was man nirgends wieder erleben kann!" — Der Meister schien wirklich zu überlegen: „Wenn nun solch ein windigen, servietenschwenkender Kellner mich erkennt — ha? Was dann?" — „Oho, Kellner? — Wie käme nur eine Serviette ins Hofbräuhaus, geschweige denn ein Kellner? Da giebt's nur Kellnerinnen, und diese auch nur bei Tage. — Wenn wir jetzt kommen, da können wir nur noch als Zaungäste uns eindrängeln, und für solche giebt's überhaupt keine Kellnerinnen, nicht einmal Maßkrüge, diese muß man sich erst stehlen und selbst am Röhrbrunnen ausspülen. Wenn man dann den gefüllten Maßkrug in die eine Hand, das Geld in die andere Hand nimmt, sich bis ans kleine Schiebefenster durchdrängelt und beide Hände ins Fenster streckt, bekommt man auch sein Bier, sonst giebt's nix!" — Ein Maler, der Bescheid wußte, hatte gesprochen, der Meister sah uns an, in sein Gesicht kam ein Zucken: „So geht's da zu? — Ist's auch wahr?" — — „Gewiß, gewiß! Noch viel, viel toller!" „Topp! Kinder, ich gehe mit!" —

Jubelnd umkreisten wir unsern lieben Meister. Nun zogen wir im Triumph dem „Platzl" zu. Schon von Weitem hörten wir einen Höllenlärm, auf dem Hausflur hatte sich eine gemüthliche Prügelei entwickelt, gemüthlich in dem Sinne, daß nur Fäuste oder höchstens einige harmlose Maßkrüge dabei in Aktion getreten waren, daß schallendes Gelächter aus beiden Lagern tönte und das geehrte Publikum in wildes Beifallsjohlen ausbrach, wenn ein aktiv Betheiligter mächtig verdroschen wurde. Unser findiges Malerchen hatte auch bereits für uns ein Unterkommen ausgewittert. Freilich, in den Stuben war für einen normalen Kulturmenschen das Athmen zur Unmöglichkeit geworden, aber unser junger Apelles hatte draußen auf einem Hofe einen offenen Schuppen gefunden, hier lag ein großer Mergelhaufen, und auf diesem trockenen Mergel hatten schon verschiedene Bierdurstige sich in Ermangelung jeder anderen Sitzgelegenheit häuslich niedergelassen, aber „Raum für alle hat die Erde." — es waren noch Plätze frei, und wir säumten auch nicht, diese trockenen Plätze uns zu sichern, solange sie noch frei waren. — So saßen wir denn mit unserem verehrten großen Meister im Hofbräuhaus auf dem Mergelhaufen. Der Meister strahlte förmlich vor Vergnügen, das ganze bunte Treiben amüsirte ihn, wie es schien, königlich. Jetzt erst konnten wir ihn genau betrachten, nein, in dieser Vermummung konnte ihn Niemand erkennen. Die zerzauste Pelzhaube verhüllte Kopf und den größten Theil des Gesichts, am Hals und Kinn war der große, graue, wollene Schal geschlungen, so kam allein seine etwas reichliche Nase voll und ganz zur Geltung. Uns gegenüber stand ein großes Faß, auf demselben hatten ebenfalls schon verschiedene Hofbräuhaus-Gäste Platz genommen und ihr Jubelgeschrei, sowie ihre bunte Drapirung, alles das machte die Szene immer noch drastischer. Nun aber hieß es Maßkrüge stehlen, wenn wir Bier haben wollten! Wieder war es unser Malerchen, das uns die beste Anleitung dazu gab. In unserer nächsten Nähe hatten einige Vierwänste durch Bretter, über zwei Fässer gelegt, sich Bänke improvisirt und zechten und besprachen die Tagesfragen — diese wohlbeleibten Zecher wurden zunächst unsere Angriffs-Objekte. Wir umschlichen sie wie Schakale, und so wie einer nur den Kopf etwas zur Seite bog — schwapp! — wurde ihm der Maßkrug flink wegekamotirt, und schleunigst ging's damit zum plätschernden Röhrbrunnen, wo gespült wurde. Diese Estamotage war damals im Hofbräuhaus als etwas Selbstverständliches hingenommen, und es galt als Kommment, daß derjenige, dem's just passirte, kein Aufhebens davon machte und darob nicht ungemüthlich wurde, sondern nur eifrig ausschaute, sich einen anderen Maßkrug irgendwo geräuschlos anzueignen; es wurde also dieser Diebstahl mit Humor ausgeführt und mit Humor hingenommen. Ich sehe noch das pfiffige Gesicht des Meisters, als er einen leeren Maßkrug erbeutet und freudestrahlend damit zum Röhrbrunnen eilte. Auch nach verschiedenen Püffen und Stößen kamen wir mit unseren erbeuteten Krügen an das kleine Schiebefenster und fanden uns schließlich mit unseren gefüllten Trinkgefäßen auf unserem Mergelhaufen lachend wieder zusammen. Der Meister that aus seinem schäumenden Krug einen langen Zug: „Ah — das ist ja Nektar, ein veritabler Göttertrank! Kinder, dieser Abend ist der schönste Tag meines Lebens: Hier ist gut sein, hier laßt uns Hütten bauen! Alle guten Menschen sollen leben! — Ja — du auch! Prost! Ich komme dir was!" —

Diese letzten Worte waren an ein altes Radiweib gerichtet, das auf der großen Tonne geradeaus gegenüber unter verschiedenen andern hockte und zu uns herüber lächelte; der Meister hatte ihr zugetrunken, und sie that uns grinsend Bescheid. — „Uebrigens, Alte, ich kenne dich! Du bist Hekate!" — „Na, dös thuat grad' net stimme! — 's Katherl ist herunt beim Augustiner, woaft! — J bin 's Mirl, Mirl", und dabei trommelte sie mit den großen Männerstiefeln, in denen ihre Beine staken, lustig auf dem großen leeren Faß. — „Bist eppa Pauer aus Heidhausen? Gelle?" fröhlte die Alte den Meister an. „Schaugst just so aus!" — Der Meister schüttelte sich vor Lachen und strahlte vor Vergnügen: „Seid umschlungen Millionen", phantasirte er in seiner Ekstase weiter — „Diesen Kuß der ganzen Welt!" — „A Buß! magst a no? — Na, i kimm glei!" — Dabei fing die Alte an, von ihrem Faß herunterzuturnen. — Ich kniff Cornelius in den Arm: „Um Gottes willen, er wird doch nicht etwa?" — „Lassen Sie ihn doch — de gustibus — was geht's uns an?" — Die Alte stand vor dem Meister mit ihrem leeren Maßkrug. „Woaßt — zuerscht mußt mir aber a neige Moaß zoahle!" — Schleunigst griff der Meister in die Tasche und reichte der Alten ein Geldstück, mit dem sie abbumpelte. Nach einem Weilchen kam sie wieder an mit ihrem gefüllten Kruge, und nun mußten wir der Reihe nach mit ihr anstoßen, das „Buffeln" hatte sie glücklicherweise über der Freude an dem vollen Maßkruge vergessen.

Mirl hatte sich endlich verabschiedet, und auch wir mußten an die Heimkehr denken. Der Meister war ganz begeistert und rief entzückt: „O ambrosische Nacht! Ich grüße dich! — Das war noch eine Stunde, die werth war, gelebt zu sein!"

Dienst.

Von Franz Xaver Kappus.

Bis zu dem Tage, an dem der kleine Leutnant Dobler in's Regiment kam, war die Offiziersmesse der reinste Familienthee. Die Herren vertilgten ohne den leisesten Protest alles, was ihnen der Menageoffizier vorsetzen ließ. War das Essen einmal schandbar — und das passirte öfter als einmal — so trösteten sie sich damit, daß es noch schlechter sein könnte, und verschlangen doppelt soviel als sonst. War es überhaupt nicht zu genießen, so nannten sie das eine frugale, bürgerliche Hausmannskost und versuchten wenigstens, den unterschiedlichen Saucen und Mehlspeisen, so gut es ging, beizukommen.

An dieser schönen Duldsamkeit hatte zum großen Theil das gute Beispiel des Menagepräses die Schuld. Oberstleutnant Lapinsky war das Muster eines rangältesten Stabsoffiziers, schweigsam, gutmüthig und gefräßig über die Maßen. Die härtesten Knödel und weichsten Mayonnaisen konnten ihn nicht aus der Ruhe bringen. Er aß, was man auch immer vor ihn hinstellte, aus angeborenem Pflichtgefühl.

Da kam Dobler und mit ihm der Geist des Unfriedens.

Zu Anfang ging's ja noch. Vierzehn Tage begnügte er sich damit, sich zu wundern. Er wunderte sich über die mageren Suppen und die fettriefenden Finger der Ordonnanzen, über die alkoholfreien Weine und die granitenen Oberschaumbaisers — er wunderte sich tagtäglich und bei jedem Gang auf's Neue.

Nach zwei Wochen begann er zu schimpfen.

„Das ist einfach ein Schlangenfraß, meine Herrschaften", konstatirte er eines Tages ohne Umschweife.

Die Kameraden machten große Augen. Lapinsky sah für einen Augenblick von seinem Teller auf.

Aber Dobler ließ sich nicht beirren. Er sagte den Herren seine Meinung, wie er sich das schon am ersten Tage vorgenommen hatte, und erklärte unumwunden, daß die Filets gegerbte Schuhsohlen und die Palatschinken durchgesessene Fauteuilpolster seien.

Das wiederholte sich täglich.

Der junge Offizier wurde immer deutlicher und rücksichtsloser in seiner Kritik. Bald nannte er den Kaiserschmarren einen schauderhaften Kleister, bald fand er, daß der Fisch aus Ersparungsrücksichten in Waffenfett gebacken worden sei und einen fatalen Beigeschmack nach rostigen Gewehrläufen habe.

Da sagte sich der Menagepräses eines Mittags, daß das nicht so weitergehen dürfe. Der gute Ton, für den er verantwortlich war, stand auf dem Spiele.

Nach dem Essen ließ er Dobler zu sich in die Bataillonskanzlei bitten.

„Herr Leutnant", sprach er nachsichtig, „die Art und Weise, wie Sie beim Mittagstisch über die Speisen Kritik üben, die wir anderen sehr schmackhaft finden, ist unvereinbar mit dem guten Ton, der in jeder Offiziersmesse herrschen soll, herrschen muß. Was Sie sich während des Essens denken, ist gleichgültig. Keinesfalls aber dürfen Sie Ihren Gedanken Ausdruck verleihen. Wem das Essen schmeckt, der denkt überhaupt nichts dabei; folglich können es nur schlechte Gedanken sein, die Ihnen bei dieser Gelegenheit kommen. Und die behält man besser für sich. Verstanden, Herr Leutnant? Na also! Merken Sie sich das, bitte, für die Zukunft! Danke!"

Dobler schlug die Absätze zusammen und ging.

Am nächsten Tage — es gab gerade Hasenbraten — begann die Komödie von Neuem. Der kleine Dobler lief von Tisch zu Tisch und blickte den Herren forschend auf die Teller. Dann verkündete er lachend im Unterhaus daß er siebenunddreißig Hasenläufe gezählt habe, denen nur zwei Portionen Hasenrücken gegenüberstanden. „Wir essen einen Tausendfüßler, meine Herren", schloß er seine humorvolle Ausführung.

Da wurde dem alten Lapinsky die Geschichte zu bunt.

Mit ungewohnter Hast würgte er den Bissen, den er gerade im Munde hatte, hinunter und sprang erregt von seinem Stuhle.

„Herr Leutnant, ich muß mir das Ungehörige Ihres Benehmens energisch verbitten! Die Offiziersmesse ist ebenso ein dienstlicher Anlaß wie das Exerzieren und der Wachtdienst! Verstehen Sie mich?"

Eine peinliche Pause entstand. Die Herren hielten im Essen inne und harrten gespannt der Dinge, die da kommen mußten.

Dobler aber erhob sich von seinem Sessel und sagte, gelassen lächelnd: „Herr Oberstleutnant, meiner Ansicht nach ist die Offiziersmesse eine private Institution!"

Das hatte Lapinsky noch gefehlt!

„Herr Leutnant", keuchte er und wechselte in einer Sekunde zwanzigmal die Farbe, „diese Aeußerung werden Sie dem Herrn Obersten gegenüber zu verantworten haben! Verstehen Sie mich?"

Dobler, der sehr gut verstanden hatte, lächelte noch immer und antwortete mit einer stummen Verbeugung.

Lapinsky hielt Wort.

Tags darauf berichtete er den Vorfall haarklein dem Regimentskommandanten. Der machte zuerst ein verdutztes Gesicht und sagte dann kurz: „Wir werden ja sehen!"

Dann ließ er sich von seinem Adjutanten einen Stoß Dienstbücher reichen und begann in den diversen Instruktionen zu blättern. Zuerst durchblätterte er den dritten Theil des Dienstreglements von vorne nach rückwärts und von rückwärts nach vorne. Dann nahm er das Exerzierreglement zur Hand und ging es Seite für Seite durch, hierauf die Adjustirungsvorschrift und schließlich die „Bestimmungen für die Ausrüstung und Bekleidung der zur achtwöchigen Ausbildung eingerückten Ersatzreservisten". Als er auch hier das Gewünschte nicht fand, griff er — um sein Gewissen vollends zu beruhigen — noch nach der erst kürzlich vom Kriegsministerium erlassenen „Instruktion zur Instandhaltung und Konservirung der probeweise an die Truppen herausgegebenen Aluminiumsdeckel M. 1908 — 1909".

Doch auch in diesem Buche gab keine Zeile darüber Aufschluß, ob die Offiziersmesse als Dienst oder als private Veranstaltung zu gelten habe.

Der Herr Oberst that einen schweren Seufzer und blickte Lapinsky über den oberen Rand seines Zwickers fragend an.

„Offiziersmesse ist Dienst", beeilte sich der Oberstleutnant zu sagen, als er seinen Kommandanten an dieser einfachen Sache noch immer zweifeln sah.

„Na ja, es wird schon so sein", bestätigte der andere und schob die Bücher beiseite.

„Natürlich ist es so", fügte er nach einer Weile hinzu, als ob eine Erleuchtung über ihn gekommen wäre. „Natürlich, wie könnte denn sonst in einem Dienstbuche davon die Rede sein? Und daß dies der Fall ist, weiß ich bestimmt. Im Augenblick fällt mir nur nicht ein, in welchem..."

— — — — — — — — — — —

Als sich die Offiziere am Vormittag des nächsten Tages um den Herrn Obersten zur Besprechung der Uebung versammelt hatten, schöpfte der Gewaltige vorerst tief Athem und begann dann den eben durchgeführten Angriff nach allen Regeln der Kunst zu zerreißen. Er nannte das Vorgehen der Kompagnien „faumäßig langweilig" und schimpfte auf die Zugskommandanten im Allgemeinen und die Herren Subalternoffiziere im Besonderen.

Dann schaltete er eine kleine Pause ein, in der er sich für die nächsten Momente sammelte, und fuhr nach einer Weile ebenso streng fort: „Bei dieser Gelegenheit will ich gleich eines Vorfalls gedenken, der sich letzthin in der Offiziersmesse zugetragen hat, und der eine Frage betrifft, die Ihnen, meine Herren, nicht klar zu sein scheint. Ich meine die Frage, ob die Messe als Dienst oder als private Veranstaltung aufzufassen sei. Meine Herren, es ist einfach unerhört, daß sich unter Ihnen Offiziere befinden, die diese Frage in einem anderen, als dem allein möglichen Sinne beantworten. Die Offiziersmesse ist Dienst, merken Sie sich das! Wenn Sie Ihre Vorschriften kennen, werden Sie wissen, in welchem Dienstbuche das steht. Wer aber trotzdem anderer Meinung zu sein glaubt, den sperre ich so lange ein, bis er bekehrt ist! Danke, meine Herren!"

An demselben Tage bittirte er dem kleinen Dobler acht Tage Zimmerarrest „wegen subordinationswidrigen Benehmens gegenüber einem höheren", wie es in dem bezüglichen Reservatbefehl hieß.

Die nächste Woche verlief ohne Zwischenfall. Die Herren verdoppelten in der Messe ihren Eifer, da sie ja im Dienste ihr Möglichstes thun mußten. Das gute Einvernehmen von früher war wieder hergestellt.

Indessen ließ sich der kleine Dobler innerhalb seiner vier Mauern die gebackenen Forellen und eingemachten Hühner vorzüglich munden, die ihm sein Bursche tagtäglich vom „Hirschen" brachte. Er trug seine harte Strafe gefaßt und in stiller Ergebenheit.

Nach acht Tagen — er hatte inzwischen sieben Kilogramm zugenommen — debütirte er wieder in der Messe.

Aller Augen waren auf ihn gerichtet. Man erwartete mit ziemlicher Sicherheit eine Katastrophe. Das Temperament des Leutnants, der in allem und jedem recht behalten wollte, bürgte für eine kleine Sensation.

Aber — o Wunder! — nichts Aehnliches geschah.

Dobler setzte sich nieder und aß. Aß, ohne mit der Wimper zu zucken, ausgiebig und mit einer gewissen Hartnäckigkeit. Kein Laut des Unmuths kam über seine Lippen.

Beim dritten Gang winkte er die Ordonnanz zu sich heran und nahm ein zweites Mal von den Dampfnudeln.

Die Herren waren starr.

„Er hat sich gebessert!" bemerkte Lapinsky mit vollen Backen.

Auch die anderen waren dieser Ansicht. Der dicke Hauptmann Schuster meinte sogar, daß er jetzt direkt Qualitäten für den Stabsoffizier besäße.

Alle lachten. Lapinsky am meisten.

Dobler aber aß.

Unbekümmert um das Gerede der anderen, widmete er sich ganz seiner schönen Thätigkeit. Mit jedem Bissen wuchs seine Ambition, die ihn vergessen ließ, daß das, womit er seinen Teller belud, weit über das Maß einer üblichen „Portion" hinausging.

So blieb für den Kadetten Blüml, der blaß und schmächtig am unteren Ende der Tafel saß, von den Dampfnudeln nur mehr der Dampf übrig.

Der kleine Dobler hatte sich gründlich gebessert.

Am nächsten Tage und an allen folgenden blieb er der gleiche. Was er früher mit einem verächtlichen Zucken um die Mundwinkel von sich geschoben hatte, war allem Anscheine nach in seinen Augen zum Leckerbissen geworden.

Da — eines Mittags — blieb der Platz des Leutnants in der Offiziersmesse leer.

Man zog beim Oberleutnant Salan, der mit Dobler bei derselben Kompagnie diente, Erkundigungen ein.

Der Kleine hatte sich in der Frühe krank gemeldet.

Dobler blieb hartnäckig krank.

Zwei, drei Wochen vergingen, ohne daß er zum Vorschein kam. Die jungen Herren munkelten etwas von einem ernstlichen Leiden.

Der einzig Kompetente in der Sache, der Regimentsarzt Vogelsang, lächelte und schwieg, schwieg und lächelte. Er war nicht willens, Licht in die Geschichte zu bringen.

— — — — — — — — — — —

Zu derselben Zeit saß der Herr Oberst in seiner Kanzlei und grübelte über ein Dienststück.

Er war geladen wie eine vierzigpfündige Küstenkanone.

„Herr Oberleutnant", rief er seinem Adjutanten zu, „lassen Sie sofort den Herrn Leutnant Dobler holen. Ob todt oder lebendig — er muß herbei."

Eine Ordonnanz flog in die Stadt.

Dobler kam.

„Hier sind Sie also, Herr Leutnant..." hauchte er den Unglücklichen an.

„Zu Befehl, Herr Oberst!"

„So. Ich werde Ihnen etwas sagen, Herr Leutnant. Wissen Sie, was das heißt, seinen Regimentskommandanten zum besten haben zu wollen? Nein? Gut. Ich werde es Ihnen erklären. Eine Frechheit ist das, eine unerhörte Frechheit!"

Zum ersten Mal in seinem Leben vernahm der Leutnant von einem Obersten das dreimal gestrichene C.

„Ich weiß wirklich nicht, Herr Oberst..."

„So, Sie wissen nicht? Sehr gut! Dann sollen Sie es von mir hören! Was bedeutet denn das, he?"

Der Herr Oberst war zu seinem Schreibtisch getreten und hielt dem Kleinen einen beschriebenen Bogen Papier unter die Nase..

„Was das bedeutet, will ich wissen!" säuselte er, daß die Fenster klirrten.

Dobler lächelte unverschämt

„Das ist mein Urlaubsgesuch, Herr Oberst."

„Ja, Ihr Urlaubsgesuch! Sie haben die grenzenlose Frechheit, um drei Monate Urlaub zu bitten!"

„Aus Gesundheitsrücksichten", warf der andere ein.

„Und erdreisten sich, in Ihrem Gesuch darauf hinzuweisen, daß Sie sich Ihre Erkrankung im Dienste zugezogen haben! Ich frage Sie nun, Herr Leutnant, was fehlt Ihnen?"

„Magen- und Darm-Katarrh. Das ärztliche Zeugniß liegt ja bei."

„Möchten Sie mir nicht gefälligst erklären, inwiefern Sie sich diese Krankheit im Dienste zugezogen haben?"

Der Herr Oberst schnappte nach Luft.

„Sehr einfach", antwortete der Leutnant überlegen. „Ich bin am Abend des siebenundzwanzigsten Juli erkrankt. An diesem Tage gab es in der Messe Semmelknödelsuppe, Rindfleisch mit Semmelkrenn und Semmelschmarren. Die vielen Semmeln haben mir geschadet. Und da die Offiziersmesse doch ein dienstlicher Akt ist, besteht kein Zweifel ..."

Der Herr Oberst machte einen Luftsprung und landete dicht vor dem Frevler.

„Herr Leutnant ... Herr Leutnant..."

Zweifellos wollte er mehr als diese zwei Worte sagen, aber vor der Zeit verließ ihn die Kraft. Er war weiß wie eine Kalkgrube geworden und sank wie ein Bündel Fleisch in einen Stuhl. Dobler stürzte zur Thür hinaus und sandte eine Ordonnanz mit einem Glas Wasser zu dem Obersten.

Und verschwand.

Tags darauf erklärte der Herr Oberst nach dem Exerzieren, daß er selbst auf die Gefahr hin, sich zu den bestehenden Vorschriften in Widerspruch zu setzen — die Offiziersmesse künftighin als rein private Institution betrachtet wissen wolle.

Der kleine Dobler aber bekam seinen Urlaub.

Hatte genug.

Wie Mark Twain einen „Reporter" in die Flucht schlug, wird im „Gil Blas" erzählt. Der Zeitungsmann war erschienen, um den großen Humoristen über die Einzelheiten seines Familienlebens auszuforschen. „Sind Sie das einzige Kind? Haben Sie Brüder oder Schwestern?" leitete er ein. — „Es ist mir leider unmöglich, mich daran zu erinnern." — „Wie? Und ist dieses Bildniß dort an der Wand, das Ihnen so außerordentlich ähnelt, nicht ein Bild Ihres Bruders?" — „Ach ja, jetzt geht mir ein Licht auf, es ist William, der arme Bill, wie man ihn zu nennen pflegte." — „Ist er denn todt?" — „Gewiß, oder vielmehr, ich nehme dies an. Es ist kein Mysterium, die Sache. Wir waren Zwillinge, der Verstorbene und ich. Eines Tages, wir waren kaum zwei Wochen alt, vertauschte man uns im Bade und einer von uns ist ertrunken, wir wissen nicht, wer es war; die einen glauben, Bill, die andern, ich sei es gewesen. Aber jetzt will ich Ihnen ein Geheimniß sagen, das ich bis heute noch niemand anvertraut habe: einer von uns trug ein sehr sichtbares Muttermal auf dem linken Handrücken; das war ich — und dieses Kind ist — ertrunken..." — Der Interviewer hatte bei diesen Worten unauffällig seinen Hut genommen und schlich sich rückwärts zur Thür hinaus. Er fürchtete